

# **Kersten Knipp**

*Gesten*

Überlegungen zu einer flüchtigen Sprache

**Klostermann Essay 12**

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in  
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© Vittorio Klostermann GmbH · Frankfurt am Main 2025

Name des Verlags: Vittorio Klostermann GmbH  
Postanschrift: Westerbachstraße 47, 60489 Frankfurt am Main  
E-Mail-Adresse: [verlag@klostermann.de](mailto:verlag@klostermann.de), Telefon: (069) 970816-0

Alle Rechte vorbehalten. Ohne Genehmigung des Verlages ist es  
nicht gestattet, dieses Werk oder Teile in einem photomechanischen  
oder sonstigen Reproduktionsverfahren oder unter Verwendung  
elektronischer Systeme zu verarbeiten, zu vervielfältigen und  
zu verbreiten.

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.  
Satz: mittelstadt 21, Vogtsburg-Burkheim  
Druck und Bindung: docupoint GmbH, Barleben  
Printed in Germany  
ISSN 2626-5532  
ISBN 978-3-465-04680-6

## *Inhalt*

1. Einleitung	
Geste und Gastfreundschaft	7
2. Präsenz.	
Die Rückkehr der Körper	25
3. Blick und Bedeutung	
Warum wir einander beobachten	41
4. Hand und Historie	
Politische Gesten	61
5. Das Lächeln auf der Bühne	
Maria Callas, 1958	79
6. Sinn in Bewegung	
Die Gestik des Tanzes	91
7. Jenseits des Binders	
Meine gestische Sozialisation	111
8. Gesten der Gegenwart	
Ein unsystematisches Inventar	125



## 1. Einleitung

### *Geste und Gastfreundschaft*

Es gibt eine Geschichte der Hände.

*Rainer Maria Rilke, Rodin*

»Geil!« Ein paar Sekunden hat sie ihm zugehört, genickt dabei und gelächelt: ein aufmunterndes Lächeln, die Oberlippen, leicht nach oben gezogen, geben die obere Zahnreihe frei, ein kräftig weißes Schimmern, streng getrennt vom Rot des Zahnfleisches, das hinter den Lippen verborgen bleibt, ebenso wie die untere Reihe. Offen, zugewandt, ermunternd, so zeigt sich die junge Frau ihrem Gegenüber, ermuntert ihn, den Neuankömmling, sich der Tischrunde vorzustellen. Umgekehrt bittet sie zugleich die vier, fünf an dem Tisch bereits sitzenden Personen, sich ihrerseits offen zu zeigen, den ihnen Unbekannten in ihrer Runde aufzunehmen. Die entsprechen der Bitte, erheben sich und reichen dem Neuen die Hand. Der gibt ein paar Worte in die Runde, die Gastgeberin quittiert sie mit umgehender Zustimmung: »Auch cool!«, ruft sie, lächelt noch einmal und wendet sich schon einer Freundin zu, die sich in diesem Moment der um zwei Tische eines Cafés versammelten Gruppe nähert. »Mausi!« schallt es der Freundin entgegen, ein Arm schießt in die Höhe, die Hand setzt zum Winken an, noch einmal formt sich der Mund zu einem Lächeln, und klar ist, auch die Freundin gehört zu der Gruppe unbedingt dazu. Schnell ist ein weiterer Stuhl herbeigezogen, die Gruppe öffnet ihren

Kreis, alsbald stehen zwei weitere Gläser auf dem Tisch, man stößt miteinander an, kennt sich nun, und der Nachmittag kann in den Abend übergehen.

Sprechende Körper. Gestikulierende Körper, Körper, die Zeichen geben, zu Zeichen werden, ganz so, als reichten die Worte allein nicht aus, als entsprächen sie der Situation nicht, jedenfalls nicht ganz. Als wären sie unfähig, zum Ausdruck zu bringen, was gerade geschieht oder das zu provozieren, was geschehen soll, in diesem Fall, dass einander unbekannte Menschen einander kennenlernen. Gerade für diesen Zweck, die Integration einer Person in eine bereits bestehende Gruppe, stehen etablierte Gesten bereit. Das Lächeln ist eine solche Geste, der winkende Arm, der Handschlag, das Nicken der Köpfe, der zum Halbkreis gebogene Arm, der den Neuen symbolisch umfasst und ihn zugleich bittet, Platz zu nehmen, als Gleicher unter Gleichen. Auch als die Gastgeberin sich erhebt, um ihre sich nähernde Freundin schon aus der Distanz zu begrüßen, greift sie auf eine etablierte Geste zurück, ebenso die übrigen Personen am Tisch, die kurz aufstehen, um die beiden Neuankömmlinge zu begrüßen und in ihre Runde aufzunehmen. So schaffen einige wenige Bewegungen, allen voran das Lächeln, ein kleines Wunder: Es triumphiert die Gastfreundschaft, der neu Hinzugekommene ist kein Fremder mehr, sondern ein Freund; und auch der Arm, den die Gastgeberin lächelnd ihrer Freundin entgegenstreckt, bahnt ihr wie selbstverständlich den Weg in die Runde. »Ein Lächeln ist viel mehr als ein heiterer Ausdruck. Es ist ein sozialer Akt, der Folgen hat.«<sup>1</sup>

Gesten leisten vieles, nicht zuletzt dank der Menge der hohen Informationsdichte, die sie enthalten. Die Kellne-

<sup>1</sup> Marianne LaFrance, *Why smile? The science behind facial expressions*, New York / London, 2013, E-Book, Pos. 74, Kap.: »Introduction«.

rin, die die Bestellung notiert, dabei den Kopf wiegt, von rechts nach links in raschen, rhythmisch akzentuierten Bewegungen. Ich bin vertieft ins Notieren, gibt sie den Gästen zu verstehen, aber jederzeit ansprechbar, ich bin für euch da, gerade ins Schreiben vertieft, aber gleichzeitig bei euch, mir ist auch jetzt, in diesem Moment, bewusst, dass Ihr da seid. Die Botschaft liegt natürlich auf der Hand, die Gäste wissen, dass sie mit der Kellnerin rechnen können, und es wäre pedantisch, ja merkwürdig, wollten sie darauf eigens in Worten hinweisen. Ganz anders das Wiegen des Kopfes: Es verzichtet auf alles Explizite, versteht sich zwar auch als Zeichen an die Gäste, aber auch und vielleicht vor allem als Anspruch der Kellnerin an sich selbst: Sie ist auf zwei Ebenen gleichzeitig unterwegs: Sie nimmt die Bestellung auf und kommuniziert zugleich mit den Gästen. Sie ist sich dieser doppelten Ebene bewusst, und die Gäste sollen es sehen. Ich nehme die Bestellung auf, gibt sie zu verstehen. Aber bitte, nehmt nicht an, dass ich in diesem Moment ausschließlich das tue.

Auch sind Gesten eine Sprache. Eine Sprache eigenen Rechts, nicht nur eine Krücke des Verbalen, kein bloßer Behelf für Momente, in denen die Wörter nicht mehr weiter wissen, nicht in Gang kommen, zu stolpern beginnen. Gesten haben ihre eigene Kraft, ihre eigene Prägnanz, beginnen nicht erst dann, wenn die Wörter fehlen. Gesten fassen auf ihre Weise zusammen, lassen den Sinn langer Sätze auf eine einzige Bewegung zusammenschrumpfen. Die Großmutter damals, am Tag der Beerdigung ihres Mannes: »Du hast ja immer noch dieses schöne Haus«, versuchten die Angehörigen sie zu trösten, »den wunderbaren Garten, den du immer so geliebt hast.« Ein einziger Ruck mit dem Oberarm, rasch von links nach rechts gezogen, reichte ihr, die armseligen Versuche, Trost zu spenden, als null und nichtig zu entblößen. »Ihr wisst genau, wie lächerlich dieser Trost ist«, sagt dieser Arm.

»Euch allen ist klar, dass ich den wichtigsten Menschen in meinem Leben verloren habe und wie ich mich darum jetzt fühle.« Auch dieser Satz hätte explizit geäußert werden können, meine Großmutter kannte ja die entsprechenden Worte. Sie kannte sie, doch auszusprechen vermochte sie sie nicht. Zu deutlich, zu direkt wären die Worte gewesen. Nicht auszuschließen, dass sie sie überwältigt hätten, meine Großmutter die Sätze nicht hätte zu Ende bringen können. Vielleicht auch, dass sie unseren Versuch, sie zu trösten als lächerlich, unredlich empfand und darum mit einer Bewegung beiseite wischte.

Gesten umfassen ein ganzes Programm, vielleicht sogar eine ganze Zivilisationsgeschichte. Jene Hand etwa, die am Ausgang des Kaufhauses den Griff der Glastür packt und die Tür daran hindert, zurückzuschwingen, so dass ich, ohne sie meinerseits noch einmal aufstoßen zu müssen, ungehindert weitergehen kann. Beiläufig, wie nebenbei, hat sich die Hand des Menschen vor mir an den Griff geschoben, ganz so, als entspränge die Bewegung eher einem Impuls als einer bewussten Entscheidung, als hätte sie sich in einem unkonzentrierten Moment an den Türgriff bloß verirrt. »Dankeschön« sage ich, worauf der Passant sich umdreht, ein Lächeln andeutet und seinen Weg fortsetzt.

Die Hand am Türgriff: eine kleine Geste – und hinter ihr eine Idee, die man als »groß« bezeichnen darf. Es ist die Idee eines freundlichen Miteinanders, der Rücksichtnahme auch Fremden gegenüber, der Gedanke, dass eine lebenswerte Öffentlichkeit nicht selbstverständlich ist, sondern geschaffen, mindestens aber gepflegt werden muss – durch geschriebene und ungeschriebene Gesetze, aber auch durch den Willen zur Freundlichkeit, zu gegenseitigem Respekt und wohlwollender Aufmerksamkeit.

So beiläufig die Geste erscheint, sie ist Programm. Vielleicht evoziert sie nicht unbedingt das »Selbstbewusst-

sein des Abendlandes«,<sup>2</sup> wohl aber die Mechanismen, die sich über Jahrzehnte und Jahrhunderte in Europa – und mit kleinen stilistischen Varianten überall auf der Welt – herausgebildet haben. Streng funktional betrachtet, ginge es um eine »ständige Selbstüberwachung, eine höchst differenzierte Selbstregelung des Verhaltens«, dem sich ein lebenswertes soziales Miteinander überhaupt erst verdankt.<sup>3</sup> Und doch ist das alles nicht nur Programm, Disziplin, Erziehung. In der die zurückfallende Türe lässig zurückstoßenden Hand liegt etwas Spielerisches, Vergnügtes. Diskrete Freude umspielt diese Bewegung, ein Wille zu grundloser Freundlichkeit, eine Lust an der Verständigung, dem Austausch, und sei er auch noch so zweckfrei. Oder anders: Der Zweck der Geste ist auch sie selbst, sind die angenehmen Empfindungen, die sie bereitet, das Vergnügen am spielerischen Kontakt, der auf nichts mehr hinauswill als diesen kleinen Moment, eine gemeinsame Freude am stummen Spiel, das allenfalls auf ein gesprochenes »Dankeschön« hinausläuft, letztlich aber auf dieses verzichten könnte, weil die Mienen schon alles gesagt haben.

Und doch ist der Griff nach der Türklinke mehr – sehr viel mehr – als nur ein stummes Wort. Denn anders als physisch, den Einsatz von Körperkraft, könnte sich die bekundete Freundlichkeit gar nicht artikulieren. Mit allein sprachlichen Mitteln ließe sie sich nicht herstellen. Denn Worte hindern die Tür nicht daran, zurück in ihren Rahmen zu fallen – dafür braucht es den Griff der Hand. Allein durch die Hand realisiert sich die Absicht des Vordermanns, ohne sie wäre die ganze Situation undenkbar.

<sup>2</sup> Norbert Elias, *Über den Prozess der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen*, Bd. 1 und 2, Frankfurt/M., 1997, S. 89.

<sup>3</sup> Ebd., Bd. 2, S. 329.

Eine zweite Dimension der Kommunikation tut sich hier auf, hinter jener Kommunikation, die zumindest in westlichen Gesellschaften als die zentrale, primäre, wichtigste gilt: die verbale, die Kommunikation über das Wort. »Im Anfang war das Wort«, so haben wir es gelernt, und so halten wir es in aller Regel: Wir verständigen uns mit Worten, alles Relevante läuft über sie ab, sie bergen die zentrale Information, der gegenüber alles andere Beiwerk ist. »(D)ie erste und größte aller Erfindungen, die Sprache«, notiert Johann Gottfried Herder und artikuliert jene Wertschätzung, die die Sprache genießt.<sup>4</sup> Doch wir orientieren uns auch mit Händen, und mit Händen gestalten wir die Welt. Wir formen sie, errichten sie, bauen sie um, arrangieren sie neu. Und wie die Welt, so auch unsere Beziehungen. Und gerade die Gesten zeigen, wie grundlegend die Arbeit unserer Hände, letztlich aber des ganzen Körpers, ist. In den Händen liegt das Potential einer Sinnbildung, die Worte in komplexen Situationen nur umständlich, dazu wenig elegant erschaffen könnten. Die Hand am Griff ist schneller als jedes die Situation beschreibende Wort, und vor allem ist sie effizienter, beiläufiger, eleganter, ihm mithin in mehrfacher Hinsicht überlegen. All dies erfasse ich in dieser Situation, genauso wie mein Vordermann, so dass die Szene Anlass gibt, Sprache und Körper – etwas genauer: Sprache und Hand – neu in Beziehung zu setzen: »Das Verhältnis von Gesicht und Hand ist in der Entwicklung des Gehirns ebenso eng wie zuvor: das der Hand zugeordnete Werkzeug und die dem Gesicht zugehörige Sprache bilden nur verschiedene Pole der gleichen Einheit.«<sup>5</sup>

<sup>4</sup> Johann Gottfried Herder, *Werke in 11 Bänden*, Berlin, 1985, zitiert in Eugenio Coseriu, *Geschichte der Sprachphilosophie. Band 2: Von Herder bis Humboldt*, Tübingen, 2015, S. 27.

<sup>5</sup> André Leroi-Gourhan, *Hand und Wort – die Evolution von*

Gesten sind nicht selbstvergessen, nicht ohne Ziel. Sie geschehen nicht einfach so, sind nicht absichtslos, sondern bewusst und zielorientiert. Darin unterscheiden sie sich von allen anderen menschlichen Bewegungen, die ganz anderen Zielen dienen: etwa dem Vorankommen im Raum, der Arbeit an irgendetwas, dem Ausruhen, der Ernährung, der Zerstreung. Diese Bewegungen erfolgen überwiegend unbewusst, mechanisch, wie von selbst. Die Joggerin im Park, der Juwelier über dem gerade anzu-fertigenden Ring, der in seinen Döner beißende Student, die Angestellte mittags auf der Bank im Park, der junge Passagier in der Straßenbahn über seiner Spiele-App: Sie alle bewegen sich (und sei es minimal – die Angestellte etwa, wenn sie zur Bequemlichkeit das eine Bein über das andere schlägt). Sie bewegen sich, aber kommunizieren nicht. Ihre Bewegungen dienen konkreten Zwecken. Ganz unterschiedlichen Zwecken, niemals aber kommunikativen. Ihre Bewegungen sind nicht mehr als ein Mittel, ein Ziel zu erreichen, einen Gedanken umzusetzen, etwas zu realisieren. Eine grandiose Selbstvergessenheit liegt in diesen Bewegungen, eine Unschuld beinahe, die nichts anderem als dem für einen Moment ausgesetzten Bewusstsein entspringt, dass man nicht allein auf der Welt ist. Wer im November bei wehendem Wind und entgegenkommendem Regen unterwegs ist, hat im Zweifel wenig Sinn für seine soziale Umwelt. Er will nur rasch vorankommen, hinein ins Trockene und Warme. Und auch der Student über seinem Döner will in der Regel nur seinen Hunger stillen, will satt werden – und keine Demonstration elaborierter Techniken der Nahrungsaufnahme hinlegen.

*Technik, Sprache, und Kunst*, zitiert nach Jochen Hörisch, *Hände: eine Kulturgeschichte*, München, 2021, S. 60.